

(Nachdruck verboten.)

2]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Rasmussen.

Es brauchte seine Zeit, bis Nur Marcel erreicht hatte. Seine rückwärts offenen schwefelgelben Pantoffel, die nur dreiviertel der Fußlänge hatten, waren zur Bergbesteigung nicht eben geeignet.

„Bon jour, mon ami!“, rief er schon von weitem.

„Sbahh el hrer, ia Nurl!“, grüßte Marcel auf Arabisch zurück. „Kif ennek?“

„El hamdu 'llah!“

„U äsj hal ählek?“

Diese teilnehmende Frage nach dem Befinden der Familie wurde mit einem verständnisvollen Lächeln, das seine Geschichte hatte, vorgebracht und erwidert.

Die größte Schwierigkeit, mit der Nur auf dem Anzeum zu kämpfen gehabt, war die Forderung gewesen, zu richtiger Zeit zu erscheinen. Viele Jahre grübelte er vergebens darüber, wie die Leute es bloß anstellten, zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Orte zu sein. Ihm war es unmöglich. Ebenso wenig durfte man von ihm verlangen, einen ganzen Monat lang Tag um Tag die Schule zu besuchen, ohne ein einziges Mal zu schwänzen. Zum Glück war seine Phantasie ein wahrer Quell an Unberiegbarkeit, und er verstand es vorzüglich, aus der Unkenntnis der Lehrer über seine häuslichen Verhältnisse Vorteil zu ziehen, da es ja eine grobe Unschicklichkeit gewesen wäre, sich nach dem Harem eines Arabers zu erkundigen.

Nur wußte seine Entschuldigungen so gut zu fortieren, daß sie sich allmählich zu einer ganzen Familientragödie vertetteten, deren Heldin seine Mutter war. Die arme Frau war von seinem Vater geschieden worden und hatte sich wieder verheiratet. Das Kind, das sie in der neuen Ehe bekam, war sehr kränklich. Als es endlich starb, nahm Nur sich einen dreitägigen Schulurlaub und hatte seine Lektionen bis zum vierten Tage nicht gelernt. Nur Marcel wußte, daß Lalla Djerida mit Nurs Vater Hamza El Askari in einer ganz glücklichen Ehe lebte.

Während Nur näher kam, wurden seine Augen ganz starr und schwer vor Neid über Marcells weißen Flanellanzug mit dem interessanten Trauerflor um den Arm. Es war Nurs liebster Traum, einmal in europäischem Kostüm auftreten zu dürfen, wogegen seine konservative Mutter Lalla Djerida sich jedoch mit Händen und Füßen sträubte. Er mußte sich begnügen, den entzückenden Wollstoff, aus dem des Freundes Anzug angefertigt war, zu lieblosen und sich in das hinter der tiefausgeschnittenen Weste sichtbare weiche Piquet-hemd zu verliehen.

Und doch war auch Nur heute ungewöhnlich geschmückt. Unter dem schneeweißen Burnus, der lose über die Schultern hing, trug er eine rot- und schwarzgestreifte Seidengandura mit grünen Borten und zuunterst eine mattgrüne Fermla, die die Brust deckte. Die einzige, ziemlich unglückliche Anleihe von der europäischen Tracht, die er durchzusetzen gewußt, war ein Stärkragen und eine bunte scheidige Krawatte der letzten Mode.

Marcel war zu discret, Nur zu fragen, warum er so festtäglich gekleidet sei, aber ein Blick auf den ungeheuren arabischen Friedhof unter ihnen, der von verschleierten Frauen wimmelte, belehrte ihn, daß es Freitag, also arabischer Sonntag sei und daß Nur wohl aus diesem Anlaß Festkleidung trage.

Es entging Marcel nicht, daß Nur besonders nervös war. Er ließ sich kaum einen Augenblick Ruhe, sondern forderte seinen Freund sogleich auf, mit ihm auf den Friedhof zu gehen.

Sie folgten einem Fußsteig in der Richtung der weißgetünchten Bania (Grabkapelle), in der der angesehene Marabu (Heilige) Sidi bel Hassan, der dem Fort und Kirchhof den Namen gegeben, begraben lag, verehrt von allen Gläubigen.

Der islamitische Friedhof hat weder in Anlage noch Stimmung etwas Gemeinsames mit einem christlichen oder europäischen Kirchhof.

Dieser hier war eine große freie Landschaft, ein herrlich gelegenes Stück wilder Natur, in dem die Zufälle des Lebens in allen Dingen frei zu herrschen schienen. Er lehnte sich an einen Höhenzug mit tiefen Schluchten, die zu ebnen kein Versuch gemacht worden war. Kein Weg war angelegt. Es gab keine anderen Pfade als diejenigen, die von den Füßen der Verwandten gebahnt und ausgetreten waren. Nur mitten durch die Landschaft lief ein etwas breiterer Weg zwischen einer Doppelreihe von Akazien. Da und dort stand ein Nliederbusch, ein Feigenbaum, ein Eucalyptus mit langen Streifen flatternder Rinde, aber sie alle waren so launisch verstreut, daß keiner glauben konnte, sie seien von Menschenhand gepflanzt. Bei dem Begräbnis der Toten schien man keinem anderen Prinzip zu folgen, als sich den nächsten Platz zu wählen, wo niemand anderer lag.

Die Lehre von der Eitelkeit aller Dinge, die jeder Friedhof predigt, erschien hier in verschärfter Form verkündigt, denn die Gräber selbst waren in Verfall und Auflösung begriffen. Man mauerte über den Toten eine längliche Erhöhung, die in der Regel nur einen Fuß hoch und breit und weiß getüncht war. An jedem Ende lag ein kleiner Stein, auf dem die Engel des Gerichts sich in der ersten Nacht niederlassen konnten, während sie die bösen und guten Taten des Verstorbenen jeder auf seiner Tafel verzeichneten. Ein höherer Stein, oben wie ein Turban ausgehauen, gab die Gräber der Männer an. Einen weiteren Bescheid erhielt man nur in ganz einzelnen Fällen: der Islam erstreckt seine Geheimnisse bis auf das Grab. Kein Gitter schützte die letzte Ruhestätte, und keine Blume war gepflanzt, um sie zu schmücken. Nur wenig gab es hier zu pflegen und zu betreten, und vielleicht eben deshalb wurde dies Wenige versäumt. Der Kalk bröckelte ab, die Steine fielen auseinander und verwitterten; der Turban lag auf der Erde, von wilden Pflanzen überwachsen.

Dieser stumme Kirchhof erzählte vielleicht mehr von den Lebenden als alle unsere Grabchriften, verriet die Mängel in seines Volkes Charakter, verschwieg aber auch hellere Seiten nicht.

Die banale Wahrheit, die die „Totentänze“ des Mittelalters lärmend von den Kirchhofmauern verkündeten; daß vor dem Tode wir alle gleich sind — erschien auf dem Kirchhofe selbst, den man zu einer getreuen Kopie der Stadt der Lebenden gemacht hatte, mehr als zweifelhaft. Längst der Hauptgänge mit den teuren Baugründen baute man als Totenwohnstätten Marmorkapellen, kostbar wie Paläste, während das Pack in tristen, abseits gelegenen Teilen schlafen mochte. Die Ungleichheit des Lebens erstreckte sich bis in den Tod. Hier unter dem Halbmond war dem nicht so; alle waren gleich: alle wurden vergessen. Nur auf einzelnen Gräbern war der Kalk durch Marmor ersetzt — da unten lag vielleicht ein Marabu oder ein Nachkomme des Propheten, dessen Erhabenheit über die übrige Menschheit sich ja bis in alle Ewigkeit erstreckte. Da und dort hatte eine Bruderschaft oder eine große Familie eine Gräbergruppe mit modernen Lehnmauern umhegt, ja sogar einen Anlauf zu Grabkammern genommen, die jedoch nicht feierlicher waren als eine Dreischtenne. Aber die Mauern sanken in Schutt, den Fenstern fehlten die Scheiben; die Türen hingen an schiefen rostigen Angeln. Man erkannte, daß diejenigen, die einmal hier gebaut hatten, fortgegangen waren mit dem Gefühle, weit mehr getan zu haben, als einem Toten gebührt.

„Hast Du bemerkt,“ sagte Marcel, „daß man auf unseren Kirchhöfen schwermütig wird? Hier wird man fast fröhlich.“

„Dein Vater schläft eben nicht hier,“ erwiderte Nur ein wenig gekränkt.

„Du darfst Dich nicht verletzt fühlen. Ich dachte bloß an all diese wunderbaren Blumen.“

Er wies mit einer breiten Handbewegung auf die üppigen Abhänge. Eine ganze Stadt seliger Muslimin schlief unter dem Rasen, und man schenkte ihnen kaum einen Gedanken. Eine kolossale Fülle blühender Frühlingskräuter aller Art bedeckte und verbarg die prunklosen Gräber unter einem Traum frischer heller Farben.

Nur antwortete nach einem Augenblick des Bögerns: „Alle diese weißen, blauen und roten Blumen sind die Tricolore, die uns und unsere Toten beschützen.“

Wie helfen wir unserem Flugzeugbau?

Ein Nachwort zur Allgemeinen Luftfahrzeug-Ausstellung.

Marcel faßte diese Bemerkung so auf, daß nur ihm zu verstehen geben wolle, er fühle sich nicht verletzt. Obwohl die Schmeichelei ihn nicht berührte, so empfand er sie auch nicht unangenehm.

„Ein Volk, das so schöne Bilder für seine Gedanken findet, verdient den Schutz der Trifolore.“

Nurs Gesicht strahlte vor Entzücken über ein so ungewohntes Kompliment. Er hätte Marcel küssen mögen, wenn es angegangen wäre.

Sie folgten dem Rücken der Höhe, um den Ausblick über die Salzsee, über Tunis und Karthago, über diese ganze weitgedehnte Lenzlandschaft frei zu genießen.

Endlich erreichten sie die Bania.

Ein ganzer Schwarm junger Araberinnen, in ihren phantasievollen Seidentrachten, buntgeschickt wie Paradiesvögel, stand auf der Terrasse, die Aussicht genießend, ohne Schleier und Haif, da sie sich vor männlichen Blicken sicher wähnten. Kaum aber erblickten sie die beiden jungen Männer, als sie unter koketten kleinen Ausschreien auf ihren allzu-kleinen goldgestickten Pantöffelchen verwirrt auseinanderstoben und in dem Heiligtum verschwanden.

Die beiden Freunde ließen sich einen Augensicht auf der Treppe nieder.

Ein kleines Kerlchen in goldgesticktem rotem Samt kam als Späher heraus, verschwand aber wieder wie ein Blitz.

Ein etwas älteres Mädchen folgte und warf Steine nach den frechen Eindringlingen. Endlich kam der Wächter der Bania selbst, ein junger Araber, und bat sie auf Französisch, sich hinwegzubegeben.

Nur erklärte ihre Anwesenheit auf Arabisch und brachte die untätigsten Entschuldigungen vor.

Dem steilen Fußsteige folgend, der sich zwischen dichtblühenden wilden Geraniensbüschen launisch dahinschlängelte, sahen sie zwei eingeborene Frauen, die auf dem Wege nach der Bania begriffen waren, sich ihnen nähern.

Sie waren schlanker, als die Araberinnen der Stadt es zu sein pflegen. Das Antlitz war von dem auf dem Kopfe befestigten langen schwarzen gemusterten Schal bedeckt, den sie mit in Schulterhöhe erhobenen Händen von sich abhielten, um ein paar Schritte vor sich sehen zu können. Obwohl der weiße Seidenhaif die ganze Gestalt so vollständig verhüllte, daß man bloß das unterste der bauchigen Moirébeinkleider und die ladierten Pantoffel sah, vermochte er dennoch die stolz aufrechte Haltung der Körper und die Anmut der Bewegungen nicht zu verbergen, die raubtiergeschmeidig waren wie die der Beduinenweiber.

Nur erkannte sogleich seine Schwester Sultana und seine Mutter Lalla Djerida, grüßte aber nicht, da es für einen Araber undenkbar gewesen wäre, eines anderen Mannes Aufmerksamkeit auf seine weiblichen Verwandten zu lenken.

Die schlankere der beiden Frauen hielt ein Bukett Vergißmeinnicht in ihrer Linken. Plötzlich bückte sie sich und pflückte ein paar wilde Kallablätter, die am Wege standen.

Sie waren nun so nahe, daß Marcel die andere Frau zu ihr sagen hörte:

„Wirf sie fort! Es sind Sabot er rul (Zauberschuhe)! Heute nacht ist der Zauberer über den Friedhof gegangen!“

Während die beiden jungen Männer ihnen Platz machten, warf die also Gewarnte nicht bloß alle Kallablätter von sich, sondern ließ wie zufällig ihr Bukett gerade vor Marcells Füße fallen mit einem kristallhellen: Bism' allah! das etwa von den gefährlichen Zauberkräutern ausgehendes Unheil abwehren sollte.

Marcel war eben im Begriff, sich zu bücken, um ihr die Herabgefallenen Blumen zu überreichen, als er sich besann, daß dies unmöglich angehe.

Er war wie vom Blitze getroffen von einem Blitze, den er unter dem Schleier sich entgegenflammen zu sehen gemeint. Der knisternde Seidenmoiré der Beinkleider, der breite, sich langsam verlierende Strom von Jasminparfüm wirkte auf seine Seele, ja selbstsam genug auf seinen ganzen Körper, so neu und geheimnisvoll und bezaubernd wie niemals noch ein Sinnesindruck, selbst der stärkste, auf ihn eingewirkt hatte.

Er tat einen so tiefen Seufzer, daß nur zu ihm aufblühte.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Ala“ wurde mit dem Beschlusse eröffnet, daß unsere Flugzeugindustrie nicht genügend Unterstützung und Förderung im Volke findet. Nicht nur das Kapital verhalte sich übermäßig zurückhaltend, auch die Flugplätze fanden zu wenig Besuch und Interesse. Der Besuch der „Ala“ allein mußte die Flugzeugindustriellen über das Vorhandensein des regsten Interesses für die Luftverkehrsmittel aufklären und sie veranlassen, die Ursachen des geringen Gästestroms zu den Uebungsplätzen wo anders zu suchen. Es wäre wohl merkwürdig, wenn die Berliner Bevölkerung mit ihrer besonderen Neigung und ihrem Verständnis für Sport und Technik und jeden Verkehrsfortschritt nun diesem phantastisch-schönen Zukunftssport gegenüber kalt bliebe. Man braucht nur einmal die Bewegung im Straßenleben zu betrachten, die das Geknatter eines Propellers in der Luft verursacht, oder die der Ruf: „Ein Ballon, ein Numpler!“ auslöst. Länger können Hälse nicht gereckt werden, als es dann geschieht.

Es lassen sich wohl genug Gründe finden, warum trotz solchen Interesses die Flugplätze wenig besucht sind. Zunächst liegen sie recht weit von der Stadt und sind für häufigen Besuch viel zu teuer. Eine Mark oder selbst 30 Pf. bei schlechten Beobachtungsmöglichkeiten ist viel, und mit dem Zeitverlust und Kosten der Hin- und Herfahrt für Massenbesuch undiskutabel. Dazu tritt die Ungewißheit der Gegenleistung.

Wenn man nun die Agitationswirkung der Flugübungen für die allgemeine Förderung des Flugzeugsports benutzen will, warum erschwert man derart den Zutritt? Aber der Hauptgrund ist, daß eine direkte Beteiligung dem Volke heute in keiner Weise möglich ist. Wie aus den hohen Eintrittspreisen der „Ala“ und der Flugplätze ersichtlich ist, soll hier zunächst „verdient“ werden, und man zählt allein auf die „besseren“ Kreise. Deshalb strebt auch der Luftzeugunternehmer ausschließlich nach Abzug und Interesse in der guten Gesellschaft. Wir fanden auf der „Ala“ nicht die geringsten Versuche zu einem billigen, allgemein brauchbaren Luftzeug, aber einerseits schon die komfortabelste Luftflugmaschine und andererseits das Kriegsfahrzeug. Einen „Militärtyp“ bringt nicht nur jede der großen Firmen heraus, auch die wenigen Modelle aus Liebhaberkreisen streben eiligst, sich dem einzig ernsthaften Abnehmer, dem Kriegsminister, anzuschmiegen.

Mit den militärischen Interessen am Flugsport dient man der Popularisierung des Flugzeuges nicht. Ich glaube, daß zahlreiche Erfinder des Volkes diese einzige offizielle Förderung ihrer Arbeit nicht wünschen, daß sie ihr Flugzeug als allgemeines Verkehrsmittel erdachten und nicht als Nordmaschine. Ich glaube, daß hier überhaupt ein Hauptgrund der langsamen Entwicklung im deutschen Flugzeugbau liegt, in dieser Rückständigkeit und zuletzt volkreimenden Leitung durch die preussische Bureaucratie. Die „Ala“ wurde überhaupt von kaum über 200 Ausstellern, von denen nur 20 etwa wirklich Flugzeuge hatten, besichtigt, aber das Komitee umfaßte etwa 150 Ehrenmitglieder und gegen 50 weitere Glieder. Es mußten „anstandshalber“ nämlich so hundert „Namen“ hineingebuddelt werden, auch wenn es alles Leute waren, die nicht um die Welt zur Anschaffung eines Flugzeuges zu bewegen wären. Feuerwehr, Polizei und sonstige Epigen mußten den Sekt der Unternehmer kosten und ihr Interesse durch Unterschrift ausdrücken. Leider bleibt man mit diesem alten Rezept ganz unter sich. Leider sind Monokel und Epauletten und Zylinderhüte keine geeigneten Lockmittel mehr, um den Erfindergeist des Volkes anzuregen und die Massenbegeisterung zur Förderung der Industrie zu benutzen.

Was tut man denn, um die allgemeine Mitarbeit an dem Problem des sicheren Luftfahrzeugs zu fördern? Auf der ganzen „Ala“ sah man z. B. nur zwei oder drei Vereine, die den Flugzeugsport pflegen, mit wenigen Modellen vertreten. Man kennt diese „Sportklubs“ unserer Gesellschaft. An exklusiver Haltung, Reserviertheit gegen „gewöhnliche“ Mitglieder, vornehmen Eintrittspreisen und erlesenen Kostümen leisten sie viel, aber nach dem vorgelegten Halbdutzend Proben ihrer Mitglieder ist Tüchtigkeit nicht ihre Sache.

Gibt es aber in Deutschland nicht mehr als dieses Halbdutzend Aero-Gigler-Klubs? Glaubt man nicht, daß eine Massenagitation zur Mitarbeit an Modellen ein anderes Resultat hätte? Aber wie soll das geschehen? Alle ausgestellten Modelle sind patentamtlich geschützt. Wer wird ohne diesen Schutz seine eventuelle Chance auf „Millionen“ Patentlösungen aufgeben? In welcher Weise sollten aber überhaupt etwa Arbeiter-Fliegervereine den Flugzeugbau pflegen? Kann ein Verein davon existieren, daß er seine Mitglieder zu regelmäßigem Besuch der Flugplätze anhält? Kommt doch vorerst der Erwerb und die Benutzung eines Vereinsflugzeuges gar nicht in Frage.

Dennoch ist nur dieser Weg gangbar und führt zur schnelleren Lösung der Flugzeugprobleme, als es durch das „offizielle“ Interesse möglich ist, und er ist bequemer und interessanter, als wir vermuten. Vergeblich suchten wir auf der „Ala“ auch nach dem Schwingenflieger, vergeblich nach Gleitflugapparaten, und gar von Modellbau-utensilien war keine Spur zu finden. Der einzige Aussteller, der

wenigstens auf den Prospekten zu solchen Lieferungen bereit war, hatte noch kein Lager, er wollte wohl erst den Bedarf hervorgerufen. Hier haben wir die Weise, in der das Volk mitarbeiten kann und dem deutlichen Luftzeugbau helfen kann. Diese Vereine werden in der Lage sein, ihre Mitglieder zunächst durch Vorträge und gemeinsame Besuche der Flugzeugwerkstätten und Flugplätze in die Materie einzuführen und über die Fortschritte auf dem Laufenden zu halten. Sie werden danach den Modellbau ihrer Mitglieder durch gemeinsamen Bezug der Materialien fördern und durch Konkurrenz-Modell-Fliegen, zu denen sie und im größeren Verband die übrigen Vereine Preise aussetzen. Der Gummiantrieb gibt hier genug Möglichkeiten und die Experimentierlust, der sportliche Ehrgeiz wie die Schaulust, werden durch solche Veranstaltungen der Vereine angeregt und befriedigt.

Wenn die Werkstätten und Flugplätze, wie zu erwarten ist, den Vereinen den Zutritt erheblich verbilligen, so werden sie über mangelnden Besuch nicht mehr zu klagen haben.

Neben dem Modellbau wird ein materiell erstarkter Verein den Gleitflug aufnehmen können. Bei stärkerem Interesse ist die Beschaffung eines oder einzelner solcher Apparate durchaus denkbar; im Notfall wird man zur Selbsthilfe schreiten und selbst den Bau in die Hand nehmen, der keine unerwünschten Materialkosten verursacht. Zur Uebung des Schwebes- oder Gleitfluges ist die Benutzung eines geeigneten Geländes erforderlich. Wenn die Städte, die heute ihre Ehre darin setzen, einem Luftbombenwerfer ihren Namen zu geben, indem sie dem Kriegsminister ein Kriegsflyerzeug stifteten, solchen Luftsportvereinen eine ähnliche Sympathie entgegenbrächten, ließe sich die Möglichkeit leicht schaffen, denn die dänische Berliner Landschaft hätte genug geeignete Plätze.

Wir können auf diese Weise schon eine allgemeine direkte Beteiligung am Flugport erzielen, und dann in ganz anderer Weise eine Entwicklung des Luftwesens erzielen als heute. Aber diese Vereine können noch eine andere Aufgabe lösen. Wir sehen bekanntlich im Patentwesen eine Hemmung in dem Bekanntwerden etwaiger Erfindungen. Der normale Weg der Veröffentlichung nach Patentschutz dauert nach fachmännischer Versicherung ziemlich ein Jahr. Der Weg ist für den Erfinder aus dem Volke sehr beschwerlich und teuer, die Benutzung des Anwalts schreckt noch mehr ab. Andererseits hindert diese Aussicht auf dauernde und große Gewinne den Erfinder, seine Idee weiterzugeben, und unsere Flugzeugindustrie leidet darunter. Was die „Aa“ von wirklichen Fortschritten, und gar an originellen Versuchen und Fortbildungen aufweist, ist bedauerlich wenig, darüber täuscht die elegante und solide Ausarbeitung der bekannten Formen nicht hinweg.

Diese Vereine könnten nun auch hier eingreifen. Sie würden sich wohl sachverständige Ausschüsse schaffen, die die patentrechtlichen Interessen ihrer Mitglieder wahrnehmen könnten, wie das übrigens die auch bereits früher geschilderte Gesellschaft Pariser Arbeiterflugzeugfreunde tut.

Heute gibt es zwar im Patentgesetz die Bestimmung, daß der Staat Erfindungen, die im allgemeinen Interesse sind, ankaufen und der Allgemeinbenutzung zuführen kann. Aber nur die Kriegsbrauchbarkeit scheint hierzu zu qualifizieren, es wird an den Städten sein, durch Ankauf und Freigabe von Erfindungen dem so einseitig interessierten Staat zu Hilfe zu kommen.

Arbeiten die Städte mit diesen künftigen Vereinen Hand in Hand, so wird durch systematisches Aufgabenstellen unter Aussetzung von Preisen sicher der heute vergeblich ersehnte Aufschwung erfolgen.

P. G.

Gent.

In keiner zweiten Stadt der Welt liegen die Reste spätmittelalterlicher Kultur, die rauchenden Fronten des modernsten Kapitalismus und die Keimzellen einer künftigen Gesellschaftsorganisation so eng beieinander als in Gent. Das alte Gent lockt alljährlich Zehntausende zum Besuche. Meistens schwerreiche Bourgeois, die im Sommer am Strande des benachbarten Ostende teils Erholung und teils Zerstreuung suchen. Da sie zufällig gerade in der Nähe im Bade sind, pilgern sie an schönen Nachmittagen nach Gent, um, den roten Vädelin in der Hand, in den alten Kathedralen, die mit mindestens zwei Sternchen bezeichneten Bilder der altflämischen Schule zu suchen und an den gotischen Bauwerken emporzuschauen, die einst hier schon die Wiege Kaiser Karls V. grühten. Hier in Gent haben die Brüder van Eyck vor 600 Jahren die ersten Oelgemälde geschaffen und bis nach Italien hin Bewunderer und Nachahmer gefunden. Die Blütezeit Gents fiel in den Ausgang des Mittelalters. Mit dem Beginne der Neuzeit kam dann der Niedergang, als der Welthandel sich andere Wege bahnte. Die Kirchen, Schlösser und Gildenhäuser sind als Wahrzeichen einer vergangenen Kultur erhalten geblieben und haben sich neben den hohen Essen moderner Textilriesen stolz behauptet.

Die Nähe des Meeres, die Nähe der reichen belgischen Kohlenlager und das Vorhandensein billiger und williger Proletariat, die in Kirchen- und Kloster„schulen“ für den Frondienst des Kapitals gedrückt werden, halfen den dortigen Garn- und Tuchkapitalisten aus Gent bald eine moderne Großstadt schaffen, deren Massenverehr von Menschen und Gütern sich malerisch über die Unmenge kleiner Brücken wälzt, die über die Schelde, ihren Nebenflüssen und die vielen Kanalarmlen führen. Aber auch hier hat der Kapitalismus

seine Totengräber gezeugt. Das moderne flämische Proletariat erwachte und hiebt inmitten dieser Stätten alter und neuer Kultur die rote Flagge.

An der nördlichen Ecke des Freitagsmarkts, wo das Standbild Jakob von Artevelde anzeigt, daß hier vor mehr als einem halben Jahrtausend die geschichtlichen Ereignisse der alten Hansestadt sich abspielten, wo die Gloden die freiheldburtigen flämischen Stadtbürger zum Kampfe gegen den äußeren Feind aufriefen, und wo andererseits die feindlichen Weber und Wäler sich als innerer Feind behandelten und die schon unter Karl V. berühmten „harten Schädel“ einschlugen, hat sich die Klassenbewußte Arbeiterschaft ein mächtiges Haus errichtet. An ihm würde auch dann kein reicher Weltbummler vorbeiziehen, wenn der Vädelin sich nicht gezwungen gesehen hätte, von ihm Notiz zu nehmen. Mein Genter Besuch galt in erster Linie diesem Hause, als ich nach dem diesjährigen Osterkongreß der belgischen Sozialisten von Brabant nach Flandern reiste, um die Wiege des belgischen Sozialismus kennen zu lernen. Hier im Herzen des historischen Gents pulst das Leben der Klassenbewußten Arbeiterschaft am stärksten. Ihr Kaufhaus und ihr Klubhaus drängt den Fremden in flämischer Sprache die Mahnung des kommunistischen Manifests in stolzen Lettern auf:

„Verknechten aller Landen vereenigt u.“

Von Arbeitern wurde dieses Haus für Arbeiter errichtet, als eine Gründung der Genter Genossenschaft „Booruut“, die 1880 nach englischem Beispiel errichtet wurde, aber bald ihre eigenen Wege ging, weil den belgischen Genossen die Genossenschaften niemals Selbstzweck waren. Im flämischen Flandern war der Kampf des lichtbringenden Sozialismus gegen den „Understand der Massen“ von jeher besonders schwer. Wenn dieser Kampf so große Erfolge hatte, so zuerst deshalb, weil seit 40 Jahren die belgischen Genossenschaften das Rückgrat der Partei bilden. Die Ueberflüsse der Genossenschaften lieferten der Partei das Geld für die Propaganda in den dunklen Gegenden des platten Hinterlandes. Die Volkshäuser wurden zum Mittelpunkt des hier mehr wie sonst irgendwo ineinander greifenden Betriebes von Partei, Gewerkschaften und Genossenschaften. Billige und gute Preise und Getränke, eine peinliche Sauberkeit und eine künstlerisch schöne Ausstattung der Räumlichkeiten sorgen dafür, daß sich jedermann wohlfühlt und doch ist alles so schlicht, daß selbst der einfachste Arbeiter fühlt: Hier ist „unser Haus“. Hier stört den Arbeiter kein falscher, imitiertes Luxus. Alles ist echt und gediegen.

Neben dem Haus am Freitagsmarkt besitzen die Genter Genossen noch kleinere Volkshäuser in den einzelnen Stadtteilen. Ein neues wird in der Nähe des Bahnhofs gebaut. Die Bauarbeiter, die es in eigener Regie bauen, sind bereits beim Ausschachten. Außerdem hat der „Booruut“ am Rande der Stadt einen großen Komplex erworben, auf dem inmitten von Garten- und Wiesenland ein hübsches Landhaus steht. Gärtner sind eben dabei, den Garten für den Sommer herzurichten, während Tischler und Maler das Landhaus, das bis jetzt dem Erholungsbedürfnis einer Bourgeoisfamilie diente, zu einem Kastell für die organisierten Genossen von Gent herzurichten. Als ich mit Ansele über dieses herrliche Baumblüte prangende Flecken Erde schritt, konnte ich ihm die Freude nachfühlen, die er empfand, als er mir sagte, daß die Genter Genossen schon in diesem Jahre inmitten dieser Blumenpracht ihr Maiest feiern werden. Wie herrlich wird es sein, wenn dereinst in allen Städten und Dörfern die Sozialisten auf eigenem Grunde das Maiest feiern:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn.

Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Noch sind wir nicht so weit! Auch nicht in Gent. Aus den Zwingburgen des Kapitalismus ragen die roten Wackelschote trotzig in die Lüfte. Aber nicht einmal die Schöte der Kapitalisten sind hier mehr ganz unter sich. Schon ragen auch die Schornsteine der Genossenschaften zum Himmel empor und erzählen den Anhängern der alten Götter, was die Arbeiterschaft unter der Herrschaft des Kapitals aus eigener Kraft erreichen kann. Der Genter „Booruut“ hat eine eigene große Weberei. Eine viel größere ist in der Nähe von Bahn und Hafen im Bau. Eine große Flachspinnerei wurde in den letzten Wochen von einem Kapitalisten gekauft und wird jetzt als Tochterunternehmen des „Booruut“ verwaltet. Und Ihr bezahlten Federn der Großunternehmer zweifelt noch daran, daß in der künftigen Gesellschaft die Großbetriebe so gut, nein, noch besser verwaltet und geleitet werden, als durch die von Aktienkapital und Hochfinanz abhängigen Direktoren von heute? Natürlich beschränkt sich das Tätigkeitsfeld des „Booruut“ nicht auf die Eigenproduktion in der Textilindustrie. Ein altes, bewährtes Unternehmen ist die Dampfweberei des „Booruut“, aus der nach einem alten Worte Anseles nun seit Jahrzehnten die kapitalistischen Festungen mit „Bierpfund-Protzen bombardiert“ werden. Ich sah ferner eine kleine Brauerei, die den Genossen das Flaschenbier liefert, und eine ganz modern eingerichtete Zichorienfabrik. Ferner eine der kleinen Genossenschafts-Apotheken, die ein so freundliches Seitenstück zu den hellen Kliniken sind, die sich die Hilfsklassen der belgischen Arbeiter geschaffen haben. Alle diese Fabriken, Werkstätten und Handlungen sind Tochterunternehmen einer einzigen Genossenschaft lokalen Charakters! Sie sind ein Beweis dafür, welche Initiative hier auf den verschiedensten Gebieten ein von Arbeitern für Arbeiter geleitetes Unternehmen entwidelt.

Wanderbewegung hat einmal die Genossenschaften die milchenden Kühe der sozialistischen Partei Belgiens genannt. Die Genossenschaften können das nach der belgischen Genossenschafts-Gesetzgebung sein, und sie sind es in Wirklichkeit. Die Genossenschaften liefern der Arbeiterpartei, die in Belgien in den meisten Orten keine feste politische Vereinsorganisation hat, die Mittel für die Kleinagitation, die hier viel schwieriger ist als in Deutschland. Die armen Belgier haben 40 000 Nonnen und Mönche zu ernähren, aber keine Schulpflicht. Unter den Rekruten sind 11 Proz. Analphabeten. Kein Wunder, daß die Agitation mit farbigen Plakaten und Postkarten in Belgien weit mehr verbreitet ist als bei uns. Den in hierarchischer Geistesnechtschaft erzogenen Massen muß die Ungerechtigkeit der herrschenden Gesellschaftsordnung und die Wertlosigkeit des bürgerlichen Dunkelmännerregiments bildlich drastisch vor Augen geführt werden. Das Tageblatt unserer flämischen Genossen, das auch den Namen „Boornit“ führt, kann nur denen nützen, die lesen können. Augenblicklich machen unsere belgischen Genossen die größten Anstrengungen, bei den kommenden Wahlen das Militäre Regiment zu stürzen, unter dem Belgien seit 1884 leidet. Der 2. Juli soll die Entscheidung bringen.

Die im Auslande vielfach verbreitete Meinung, als ob die belgische Arbeiterpartei weiter nichts sei, als ein großer Konsumverein, ist falsch. Die Geschichte des belgischen Sozialismus beweist das Gegenteil. Entscheidend dafür ist nicht, daß die belgischen Arbeiter durch den Beitritt zur Genossenschaft statutengemäß das Programm der belgischen Arbeiterpartei anerkennen. Papier ist bekanntlich gebuldig. Viel wichtiger ist, daß gerade in Belgien für die Partei bahnbrechende Gedanken zuerst geäußert und dann auch betätigt wurden. In Belgien wurde zuerst 1886 in einem Manifeste der Partei auf den Streit zur Durchsetzung einer Wählerrechtsänderung hingewiesen und in Belgien wurde 1893 der erste politische Massenstreik erfolgreich durchgeführt. In Belgien wurde ferner der Gedanke der sozialistischen Jugendorganisation zuerst in die Tat umgesetzt. Der Kampf mit „Vierpfund-Brot“ ist also nur eine Teilerscheinung des Klassenkampfes, den das belgische Proletariat gegen seine Unterdrücker führt.

Echter Kampfesgeist herrscht auch die Gewerkschaften. In den Ostertagen streikten in Gent Bauarbeiter und Hafnarbeiter. Es war kein erhebender Anblick, im Hafen schwedische und deutsche Streikbrecher an der Arbeit zu sehen! Deutsche freilich von jener Sorte, wie Dinge sie in Moabit gegen die wirklichen Arbeiter führte, um „Streiks zu brechen“. Es waren viel Worte nötig, um unseren belgischen Genossen klar zu machen, daß es in Deutschland unter den Ernteboten auch noch solche Elemente gibt. Denn unsere Genossen haben die besten Vorstellungen von der deutschen Arbeiterbewegung. Sie sehen in dem Erstarken der französischen und der deutschen Sozialdemokratie die beste und einzige Garantie für die Unabhängigkeit ihres Landes, das in vergangenen Jahrhunderten nur zu lange europäischen Heeren als Schlachtfeld dienen mußte. Arbeiten wir in diesen Tagen wilder imperialistischer Hege unermüdet für unsere Ideale, damit die Hoffnungen unserer belgischen Brüder keine Täuschung erfahren.

Gerhard Müller.

Kleines feuilleton

Reklame. Eine Art Jubiläum kam in diesem Jahre die „Reklame“ bei uns feiern. Denn vor 70 Jahren — 1842 — drang anscheinend zum erstenmal das Wort „Reklame“ in die deutsche Literatur ein. In einem Artikel über den deutschen und französischen Buchhandel wurde — in den „Grenzboten“ — auch von „Anzeigen von einer eigenen Art“ gesprochen, „denen man den ebenso sinn- als bedeutungslosen Namen Reklam (Vobhudelei oder Großprecherie) gibt“. Das Wort „Reklame“ war also noch so unbekannt in Deutschland, daß der Verfasser sich gedrungen fühlte, es in Klammern zu erklären. Einen Artikel über „Reklamen“ bringen die „Grenzboten“ dann im Jahre 1846. Hier wird nachgewiesen, daß der Begriff der Reklame in Deutschland längst zu Hause gewesen sei, und daß man nur den Ausdruck von den Franzosen gebohrt habe. Zugleich wird auch erwähnt, daß sich die französische Buchreklame als vom Verleger oder Autor bezahlter „Vobhudel“ bereits recht abgenützt habe und nicht so wirksam sei wie die versteckten Anklindigungen der Deutschen.

In demselben Jahr entbrannte auch ein Streit um die beste Verdeutschung des entlehnten Ausdrucks. Gutzkow schlug in seinen „Pariser Eindrücken“ das Wort „Eingekandt“ vor. Es ging aber in dieser Hinsicht das in Erfüllung, was die „Grenzboten“ prophezeiten: daß nämlich das französische Wort beibehalten werden müsse, weil es sich nicht treffend überlegen lasse. Allerdings läßt sich „Reklame“ doch ganz „treffend“ überlegen, aber ob die Geschäftskleute mit dieser korrekten Uebersetzung einverstanden wären, das ist eine andere Frage. La réclame, der Ausdruck, den man in Frankreich für den Begriff des anpreisenden „Wasszettel“, der empfehlenden Geschäftsanzeige anwenden lernte, ist nämlich nichts anderes als das alte Wort le réclame. Damit aber bezeichnet der Jäger „Loder“ und „Wildrufer“, also Lode, die entweder mit einer kleinen Pfeife, die darum selbst réclame heißt, oder auf einem Buchenblatt oder auch auf der Hand hervorgebracht werden, und die natürlich dazu bestimmt sind, das Wild zu täuschen und in sein Verderben zu locken.

Auch der Spanier nennt den Loder im Loderbusche „Reklamo“ — der Italiener ebenso: Richiamo! Eine allzu korrekte Verdeutschung der „Reklame“ würde also schwerlich einen vertrauensvollen Klang haben.

Aus dem Pflanzenreich.

Wo wachsen unsere Eichen? Die Eiche hat immer als Charakterbaum Deutschlands gegolten und die Zahl der Beispiele dafür in der Literatur und namentlich in den Dichtungen ist unzählig. Wenn die deutsche Geschichte heute erst begänne, wäre es zum wenigsten fraglich, ob man noch jetzt der Eiche diesen Rang einräumen würde. Dr. Ernst Krause aus Straßburg veröffentlicht in der Zeitschrift „Deutsche Erde“ eine interessante Karte über die Verbreitung der Eiche in Deutschland. Daraus geht hervor, daß in der Längsrichtung des Deutschen Reiches von Südwesten nach Nordosten der Anteil der Eiche an den deutschen Wäldern fast stetig abnimmt. Am stärksten ist er in den an Frankreich grenzenden Gebieten, also im gesamten Lande westlich vom Rhein, soweit dieser deutschen Boden durchfließt. Hier hat die Eiche noch 10—12 Prozent der gesamten Landschaft in Besitz. Diese Eichenprovinz dehnt sich am Rhein abwärts auch auf sein rechtes Ufer aus und greift in die Flußgebiete der Sieg und der Ruhr über. Die nächste Stufe schließt sich unmittelbar östlich an diese an und besetzt ganz Baden und Württemberg, Hessen und das östliche Westfalen in sich. Hier sind noch 5—6 Proz. des Bodens mit Eichen bestanden. Dann folgt ein etwas größeres Gebiet mit 3—3½ Proz. in dem gesamten rechtsrheinischen Bayern, ferner in der Provinz Sachsen, in Braunschweig und im südlichen Hannover. Die thüringischen Staaten gehören bereits zur nächsten Gruppe, wo die Eichen nur noch 1½—2½ Proz. des Bodens in Anspruch nehmen, und daran schließen sich nach Osten hin das Königreich Sachsen und Schlesien an, außerdem der Nordwesten links der Elbe, also das nördliche Hannover, Oldenburg und das westliche Westfalen. Der gesamte übrige Osten und Norden des Deutschen Reiches hat noch viel weniger Eichen aufzuweisen.

Krause unterscheidet noch zwei weitere Stufen. Die eine davon umfaßt Schleswig-Holstein, Pommern und Posen, beide Mecklenburg, wenigstens mit 1 bis 1,3 Proz. der Fläche an Eichenwald. In den noch übrig bleibenden Provinzen Brandenburg, West- und Ostpreußen sinkt die Verhältniszahl auf 0,4 bis 0,7 Proz. Da in ganz Deutschland noch fast 30 Proz. der gesamten Fläche mit Wald bestanden sind, so läßt sich aus den angegebenen Ziffern leicht ersehen, einen, wie geringen Anteil am deutschen Wald die Eichen heute nur noch bedeuten. Mit einem echten Eichenwald, dessen Bäume ein Alter von wenigstens 40 Jahren haben, sind heute in Deutschland nur 300 000 Hektar bestanden, und wenn man noch alle Wälder hinzurechnet, in denen hochstämmige Eichen überhaupt häufiger zu finden sind, so vermehrt sich die Fläche doch nur auf 900 000 Hektar, also etwa die Größe des Elsaß. Daß sich diese Verhältnisse seit dem Altertum sehr geändert haben, ist zweifellos. Nicht nur besaß Deutschland überhaupt mehr Wald, sondern auch die Eiche spielte darin eine weit größere Rolle. Schon der alte Plinius hat von den Eichenwäldern Germaniens geschrieben. Jedenfalls ist die Eiche während der letzten zwei Jahrtausende in Deutschland nicht unerheblich zurückgegangen.

Geologisches.

Die Gletschermassen der Eiszeit. Die Naturwissenschaft hat sich nur sehr schwer zu der Annahme befehrt, daß in einer Zeit, die nach der geologischen Rechnung der jüngsten Vergangenheit angehört, große Teile der Erde namentlich auf der nördlichen Halbkugel unter ungeheureren Eismassen begraben gewesen sind. Die Beobachtungen aber haben eine so überwältigende Bestätigung dieser erst vor wenig mehr als 30 Jahren aufgestellten Behauptung ergeben, daß heute nicht mehr der geringste Zweifel daran möglich ist. Es wird heute also als gewiß betrachtet, daß damals das ganze nördliche und mittlere Europa bis an den Nordfuß der deutschen Mittelgebirge und weit nach Rußland hinein, und ebenso das nördliche Nordamerika bis weit über die Gegend der großen Ebene hinaus von zusammenhängenden Eismassen überdeckt gewesen ist. Es lohnt einen Versuch, sich von der Wichtigkeit dieses Eislandes eine Vorstellung zu bilden. Auf der nördlichen Halbkugel hat es nach einer oberflächlichen Berechnung eine Ausdehnung von nahezu 20½ Millionen Kilometer befaßen. In Europa lag das Eis über dem Gebiet der heutigen, erst während dieser Zeit entstandenen Ostsee, rund 1 Kilometer hoch, und in Nordamerika hat es über weite Flächen hinweg gar eine Dicke von zwei Kilometer gehabt. Man würde danach den gesamten Raumgehalt dieses nördlichen Inlandeises in beiden Erdteilen auf etwa 80 Millionen Kubikkilometer zu schätzen haben. Das bedeutet eine gewaltige Wassermasse, die auf diese Weise entweder der Atmosphäre oder dem Meer entzogen und auf dem Lande festgelegt war. Dazu kommt, daß große Vereisungen wahrscheinlich gleichzeitig auch in anderen Erdgebieten Platz griffen, namentlich in den Hochgebirgen von den Alpen bis zum Himalaja. Da ein Gletscher von nur 300 Meter Dicke schon einen Druck von rund 225 Tonnen auf dem Quadratmeter des Bodens ausübt, so kann man sich denken, wie ungeheuer der Druck unter diesem Inlandeise gewesen sein mag, und daraus auch die Umgestaltung verstehen, die durch diese Eismassen hervorgerufen wurde.